

aufweisen, als sie in solch einem einführenden Lehrbuch möglich und sinnvoll ist. Ich denke z. B. an die verschiedenen Versuche, Davidsons Begründung der mentalen Anomalie zu rekonstruieren, die zum Teil erheblich divergieren. Vieles ist dann plötzlich gar nicht mehr so klar, wie es *prima facie* scheinen mag. – Es zweifelt daran, daß die beiden Projekte Davidsons miteinander versöhnt werden können, teile ich insofern, als mich der versuchte Brückenschlag zwischen diesen beiden Welten namens ‚Nonreduktiver Materialismus‘ nicht überzeugt. M. E. behält Jaegwon Kim recht, der darauf aufmerksam gemacht hat, daß Davidsons philosophischer Geantwurf (von der Identitätsthese und der Supervenienzdoktrin abgesehen) in hohem Maße an die kantische Unterscheidung zwischen praktischer und theoretischer Vernunft erinnert. Ein Zwei-Welten-Dualismus scheint mir deshalb der diesem Ansatz angemessene epistemologische Rahmen zu sein.

A. TRAMPOTA S. J.

## 2. Systematische Philosophie I

COULMAS, FLORIAN, *Die Wirtschaft mit der Sprache*. Eine sprachsoziologische Studie. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1992. 409 S.

Seit den Impulsen der „Neuen Politischen Ökonomie“ durch A. Down, J. Buchanan und andere, die politische Vorgänge ökonomisch zu interpretieren suchten, sind verschiedene „Partial-Ökonomien“ entwickelt worden: So etwa eine Ökonomie der Psyche. Steht der Autor, Sprachsoziologe in Tokio, mit seinem neuen Buch in dieser Tradition?

Thema des Werkes sind die dialektischen Zusammenhänge zwischen Sprache und den sozioökonomischen Verhältnissen, in denen sie spielt. Ausgangspunkt der Überlegungen sind dabei Alltagssprachliche Metaphern, die deutlich machen, daß Sprache einen ökonomischen Wert darstellt: z. B. der Ausdruck „etwas für bare Münze nehmen“. C. arbeitet zunächst die verschiedenen Aspekte des Wertbegriffes heraus; insbesondere überträgt er die Warenwert- und die Funktionswerttheorie des Geldes auf den sprachlichen Bereich. War früher den Worten ein quasi-materieller „Wert an sich“ beigelegt worden – etwa eine magische Kraft –, so steht in unserer komplexen Wirklichkeit heute das funktionale Potential der Sprache im Vordergrund: Sprache ermöglicht den Austausch von Bedeutungen. Insofern kann der Begriff des Marktes – verstanden als ökonomischer Ort des Tausches – in zweierlei Hinsicht mit dem der Sprache verknüpft werden: Einerseits korrelieren die Entwicklung der wirtschaftlichen Märkte und die Verteilung von Sprachen. So kann C. zeigen, daß sich historisch die Sprachverbreitung entlang der großen Handelsstraßen vollzieht. Andererseits kann sprachliche Kommunikation selbst als ein Markt dargestellt werden, der unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten zu analysieren ist. – Seinem Leitgedanken folgend diskutiert C. nun im einzelnen, welche Funktionen Sprache erfüllen muß, damit sie an ökonomischem Wert gewinnt: Maßstab ist hier, welche soziale Vernetzungsleistung eine Sprache erbringt. Grundlage dafür ist das Verfügen über eine Gemeinsprache, verstanden als ein großräumiges und soziale Schichten übergreifendes Kommunikationsmedium. Die ökonomischen Evolutionsvorteile solcher Gemeinsprachen, wie sie sich in Europa seit der Neuzeit herausgebildet haben, begründen auch den Sprachenexport in die meist vielsprachigen Länder der sog. „3. Welt“, mit oft verheerenden Folgen für die lokalen Kulturen. Kritisch fragt der Autor nach einem Konzept, das die nationale Entwicklung mit der Beibehaltung des Multilingualismus verbinden könnte. Der globale Sprachenmarkt degeneriere immer stärker zu einem Oligopol.

Vorbereitet durch die verschiedensten Beispiele – so kann C. etwa akribisch genau zeigen, wie Wörterbücher das Vernetzungspotential der Sprache indizieren – erhält der Leser schließlich ein „heuristisches Profil des ökonomischen Wertes einer Sprache“ an die Hand. An dieser Stelle werden allerdings auch Grenzen des vorgestellten Ansatzes deutlich: C. versteht es brillant, dem Leser seine ökonomische Analyse der Sprache plausibel zu machen; er zweifelt aber selbst an der Möglichkeit, diese zu quantifizieren

oder in eine strenge, gesetzesartige Form einzubinden. Dies verwundert vor allem deshalb, weil der Autor doch die Möglichkeit gehabt hätte, manche seiner Thesen auf ökonomische Theorien zurückzuführen. So könnte er etwa für seine Vermutung, daß der Wertzuwachs einer Sprache mit zunehmender Größe abnehme (vgl. 88), das „Gesetz der fallenden Grenzerträge“ von A. R. Turgot heranziehen. Diese Unausgewogenheit fällt auch im 4. Kap. des Buches auf: Zunächst kann C. sehr eindrucksvoll zeigen, wie Erhalt, Aufbau und Export der Sprache als einer grundlegenden ökonomischen Kompetenz Kosten im öffentlichen wie im privaten Sektor verursacht. Folgerichtig propagiert er die Durchführung von Kosten-Nutzen-Analysen zur Beurteilung von sprachbedingten Ausgaben. Ohne aber selbst auf das differenzierte Vokabular der modernen Finanzwissenschaft zurückzugreifen (insbesondere auf die Unterscheidung zwischen den verschiedenen Aufwands- und Kostenarten bzw. den Einnahme- und Ertragsarten) hält C. eine strenge Kalkulation vor allem auf der Nutzen- oder Ertragsseite für nicht möglich (vgl. 180 f.). – Die These vom ökonomischen Wert einer Sprache kann C. in mehrere Richtungen ausbauen. So zeigt er, wie die Entwicklung der Schrift die Stabilität der Sprachen durch die Akkumulation des in der Sprache gebundenen Kapitals fördert. Dabei kann er auf einige Überlegungen seines 1981 in Frankfurt erschienenen Buches „Über Schrift“ zurückgreifen. – Auch sprachintern läßt sich nach C.'s Einsicht eine ökonomische Analyse durchführen. So erlauben es z. B. die Kriterien, die er für die Qualität von Fachsprachen im Horizont von Gemeinsprachen (Vermeidung von Synonymen und Homonymen; sinnvolles Verhältnis von Fachausdrücken und Konstituenten etc.) oder für die Verwendung von Lehnwörtern aufstellt, von der „Effizienz einer Sprache“ zu sprechen. – C. will mit seinem Buch nicht eine ökonomische Analyse der Sprache abschließen, sondern sie zuerst eröffnen. Sein Ziel ist explizit nicht ein „ökonomischer Reduktionismus“, der alle sprachlichen Faktoren auf einen ökonomischen Wesensgrund zurückführen würde (vgl. 364). Vielmehr ist seine Analyse – sie kann als sozioökonomisch im weiten Sinne bezeichnet werden – zu anderen Modellen komplementär. Insofern unterscheidet sie sich wohlthuend von einer „Partialökonomie“, denn sie besteht nicht in der schlichten Ökonomisierung eines zunächst außerökonomischen Bereiches.

Das Buch ist – auch wegen seiner erhellenden Metaphorik und der Prägnanz der Thesen – spannend zu lesen. Über die sprachsoziologischen und ökonomischen Aspekte hinaus ist es auch von erheblicher philosophischer Brisanz. C.'s These, der Wert der Sprache könne auch ökonomisch interpretiert werden, greift auf die Analogie zwischen dem Wert des Geldes, der in der universellen Eintauschbarkeit für verschiedenste Werte besteht, und dem Einsatz von Worten für komplexe Bedeutungen zurück: „Beide haben keinen Produktionswert, sondern nur einen solchen Wert, den Ökonomen ‚Kaufkraft‘ nennen und Linguisten ‚Bedeutung‘“ (17 f.). Für eine solche Auffassung hätte C. beim frühen E. Husserl Zustimmung finden könnten (vgl. die Rede von Zeichen als Spielmarken in Husserls „Logischen Untersuchungen“ Bd. II/1, § 20). Auch W. James' – leider zu häufig rein utilitaristisch interpretierter – Begriff des ‚cash-value‘ klingt hier an. Hingegen haben Merleau-Ponty u. a. gerade auf die produktive Kraft der Worte hingewiesen, die den zu vermittelnden Bedeutungsgehalt eines Zeichens nicht als starr voraussetzt, sondern ihn erst im Akt der Verständigung erschließt. C.'s anregendes Buch fordert die Wiederaufnahme dieser Diskussion erneut heraus.

A. RICHTER

PUTNAM, HILARY, *Realism with a Human Face*. Edited by James Conant. Cambridge/MA-London: Harvard University Press 1990. LXXIV/347 S.

Der Band enthält 22 Arbeiten Putnams (P.) aus den Jahren 1976 bis 1990. Er ist in drei Teile gegliedert: Metaphysik; Ethik und Ästhetik; Studien zur amerikanischen Philosophie. Die anregende Einleitung von James Conant charakterisiert Anliegen und Selbstverständnis der Philosophie P.s seit dessen Buch *Reason, Truth and History* (1981). Conant arbeitet P.s Beziehung zu den Philosophen heraus, denen er in dieser Schaffensperiode am meisten verpflichtet sei: Kant, Wittgenstein und, P.s Kollege in Harvard, Stanley Cavell. P.s Anliegen sei eine Rehumanisierung der Philosophie. Sie